SAMARITERSTIFTUNG

magazin

14/2018

EXKLUSIV IM INTERVIEW Kommunikationspsychologe Friedemann Schulz von Thun

EXKLUSIVES MITGLIED Hobby-Forscher Karl-Ernst Frank diskutiert mit Astro-Experten

EXKLUSIVE SCHULUNG Menschen mit Behinderung lernen Segeln

Die Grenzen
meiner Sprache
bedeuten die Grenzen
meiner Welt.

(Ludwig Wittgenstein)

Liebe Leserinnen und Leser,

Kommunikation ist in aller Munde. Sie steht auf den Agenden aller Führungsseminare, aller Team-Trainings, aller Klärungsszenarien für Krisen und Probleme. Das wirkt inflationär, ist aber dennoch richtig. Denn Kommunikation ist elementar. Wie wir miteinander sprechen – samt Mimik und Gestik – das wirkt hinein in unser Tun, unser Miteinander, unsere organisatorischen Strukturen. Ja, wie wir miteinander sprechen, das ist Ausdruck unserer Kultur und unserer Perspektiven.

Ein wenig genauer: Die Begriffe, die wir verwenden sind mehr als bloße Begriffe. Sie enthalten Urteile und Interpretationen. Beispiel: Nasszelle. Wer um alles in der Welt will in eine Nasszelle? Vermutlich niemand. Niemand der in unseren Samariterstiften lebt, bekommt eine Nasszelle. Ein Bad wohl schon. Ein bisschen kleinlich? Zugegeben. Aber eben ein Beispiel dafür, wie sich Begriffe festsetzen und mit ihnen Sichtweisen, Interpretationen. Mein zweites Beispiel ist: Das Haus. Wir bauen Häuser in denen Menschen wohnen und leben (in der Regel mit eigenem Bad). In denen Menschen selbstbestimmt und normal wohnen, auch wenn die Lebensumstände gewiss etwas besonders sind. Dennoch hält sich hartnäckig der Begriff Einrichtung. Auch der ist für mich aus der Zeit gefallen. Der Punkt ist doch: Wie positiv ist unsere Sprache? Wie negativ? Wieviel Empathie liegt in ihr?

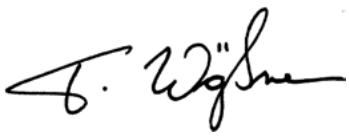
Der rote Faden, der sich durch dieses Magazin zieht: Sprechen und Zuhören. Dazu gehört auch das neue Layout: Übersichtlicher, luftiger, eben noch besser geeignet, um mit Ihnen im „Gespräch“ zu bleiben.

Inhaltlich spannt sich ein weiter Kommunikationsbogen. Professor Schulz von Thun kommt zu Wort zum Thema „*Wie sprechen wir über Alter und Pflegeheime?*“ (→ S. 6, wunderbar!). Auch das „Nachgefragt“ geht in diese Richtung: *Wie gestaltet sich würdige Kommunikation mit hochbetagten Menschen und mit demenziell erkrankten Menschen?* (→ S. 12). Wie gestaltet sich Kommunikation, wenn Sprache immer mehr „Begleitung“ braucht durch Gesten, Mimik und durch ganze Präsenz im Augenblick?

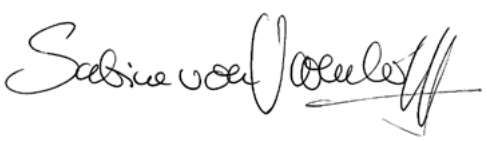
Auch in den alten christlichen Texten schürfen wir. Geprägte Sprache, die über Generationen zu uns gefunden hat, um heute mit uns ins Gespräch zu kommen (→ S. 22). Biblische Texte sind für mich wunderbare Dialog-Partner. So beispielsweise die Erzählung von „Martha und Maria“ aus Bethanien (Lukas 10, 38–42), die aufzeigt, dass „alles seine Zeit hat, das Geben und das Nehmen“.

Viele Sprach-Facetten begegnen Ihnen im neuen Magazin. Lassen Sie diese wirken, gehen Sie in den inneren und dann gern auch in den äußeren Dialog. Es wäre schön, wenn Sie Anregungen finden, Fragmente, die Ihnen wieder neue Sprach-Möglichkeiten und vielleicht auch Denk-Dimensionen eröffnen.

Gute Lektüre. Gute (innere) Dialoge.
Gutes Weiter-Denken!



Frank Wößner
Vorstandsvorsitzender



Sabine von Varendorff
Redaktionsleitung

WIR

Sprache vermittelt echte Werte

Ein Interview mit Professor Friedemann Schulz von Thun

Seite **6**

HELFEN

Behütet auf allen Wegen

In der „Engelwerkstatt“ in Dettenhausen werden segnende Schutzengel für viel Glück in der Zukunft produziert

Seite **20**

MENSCHEN

Der Sterngucker ohne Sternzeichen

Karl-Ernst Frank ist Mitglied der astronomischen Arbeitsgemeinschaft in Aalen und Asteroid-Experte

Seite **14**

INHALT

6 ZU GAST
SPRACHE VERMITTELT ECHTE WERTE
Ein Interview mit Kommunikationspsychologe Professor Friedemann Schulz von Thun

9 ZU GAST
DIE VIELFALT SPRACHLICHEN ALTERNS
Professor Dr. Annette Gerstenberg untersucht, wie und warum sich Sprache im Laufe eines Lebens ändert

13 EIN LEBEN VOLL ERINNERUNGEN
Herta Bleyer feiert im Christiane-von Kölle-Stift ihren 100sten Geburtstag

14 DER STERNGUCKER OHNE STERNZEICHEN
Karl-Ernst Frank ist Mitglied der astronomischen Arbeitsgemeinschaft in Aalen und Asteroid-Experte

16 DIE SPRACHE DES WINDES
Menschen mit Behinderung können Segeln lernen, weil sie gut begleitet sind

18 GEMEINSAM FÜR EIN ZIEL
Koordinierte Zusammenarbeit stärkt das Wirken der ehrenamtlich und hauptamtlich Tätigen im Christiane-von-Kölle-Stift

20 BEHÜTET AUF ALLEN WEGEN
In der „Engelwerkstatt" in Dettenhausen werden segnende Schutzengel für viel Glück in der Zukunft produziert

22 RAUS AUS DEM ALLTAG
Einkehrtage in der Abtei Münsterschwarzach schärfen das diakonische Fühlen und Handeln

24 WIR BEWEGEN
Der Samariterstiftung ist das Zertifikat zum Audit „berufundfamilie" erteilt worden

26 TERMINE

DIE STIFTUNG ZEIT FÜR MENSCHEN PRÄSENTIERT:

Inklusive Bildung
Menschen mit Behinderung an der Hochschule

Kirchberger Dialog
Mit Jazz und Magie gegen übersteigerte Agilität

Achte Tochter
Aalener Hospizstiftung ZEIT FÜR MENSCHEN

SPRACHE VERMITTELT ECHTE WERTE

Kommunikationspsychologe Prof. Friedemann Schulz von Thun über die sprachliche Distanz zum Thema Alter und Pflege

INTERVIEW Sabine von Varendorff

Die Zahl der Pflegebedürftigen könnte von etwa drei Millionen im Jahr 2015 auf vier Millionen im Jahr 2035 steigen. Das geht aus der im Herbst veröffentlichten jüngsten Simulationsrechnung des Instituts der deutschen Wirtschaft (iw) hervor. Dann bräuchte es bis 2035 150.000 zusätzliche Altenpfleger/innen. Bundesgesundheitsminister Jens Spahn sieht sich durch das Gutachten in dem Kurs der Bundesregierung bestätigt, die Rahmenbedingungen in der Pflege mit der vor Kurzem begonnenen „Konzertierten Aktion Pflege" verbessern zu wollen.

Verbesserte Rahmenbedingungen: langt das, um mehr Menschen für den Pflegeberuf zu begeistern? Oder gibt es noch ganz andere Gründe dafür, dass die „Altenpflege" und das „Altsein" so gar keine Strahlkraft besitzen? Professor Friedemann Schulz von Thun, einer der bekanntesten zeitgenössischen Kommunikationspsychologen, der mit seinem „Vier-Ebenen-Modell" der Kommunikation und seinen Instrumenten zur „Klärungshilfe" mehrere Generationen von Trainern, Pädagogen und Beratern beeinflusst hat, denkt zum Thema:

Magazin: **Menschen leisten einen unverzichtbaren Dienst an den Schwachen der Gesellschaft und rechtfertigen sich dafür, dass ihnen ihr Beruf Freude und Sinn macht. Menschen brauchen Hilfe, und die Gesellschaft wertet die Menschen ab, die diese Hilfe leisten, indem sie sie als Urinkellner betitelt. Solange sich die Wertschätzung für diese Tätigkeiten nicht im allgemeinen Sprachgebrauch wiederfindet, können da politische Aktionen wie die obige überhaupt Erfolg haben?**

Prof. Friedemann Schulz von Thun: Sie beklagen zu Recht, dass ein Missverhältnis besteht zwischen der (mangelnden) öffentlichen Wertschätzung für den Pflegeberuf und seiner gesellschaftlichen Bedeutung sowie seiner anspruchsvollen professionellen und (nicht zuletzt) menschlichen Herausforderung.

Dass dieses Missverhältnis nicht nur für die Betreffenden ein Problem darstellt, sondern für uns alle, die wir wahrscheinlich einmal betagt und bedürftig sein werden, ist immerhin jetzt ins öffentliche Bewusstsein getreten. Zwar gebe ich Ihnen recht, dass es mit strukturellen Veränderungen seitens der Politik allein nicht getan sein wird, sondern dass sich auch in den Köpfen und Herzen und demzufolge auch in der Sprache der Menschen etwas ändern muss. Ich würde aber die Äußerung von Herrn Spahn an dieser Stelle nicht tadeln wollen. Schließlich: gesellschaftliche Wertschätzung zeigt sich hierzulande nicht nur in guten Worten, sondern auch und zuallererst in einer angemessenen Bezahlung. Darüber hinaus kann sprachlich die anspruchsvolle Professionalität betont werden, die für diesen Beruf erforderlich ist. Vielleicht sollten wir von einer „gerontologischen Fachkraft" sprechen.

Magazin: **Das ist ein schönes Beispiel dafür, wie sich die Sprache der Menschen im Miteinander wertschätzend anhören kann. Sofort tauchen Bilder von Können, Fachwissen, Kompetenz und Tatkraft vor den Augen auf. Beim Wort „Altenpflegerin" passiert das den Wenigsten – hier kommt es fast immer zum ebengenanntem Fehlverständnis. Gibt es eine Erklärung dafür, dass das Wort „Pflege" in der Zivilgesellschaft, in Verbindung mit Altsein, in einer ersten Reaktion nahezu ausschließlich herabgewürdigt wahrgenommen wird?**

Prof. F. SvT: Ich kann dem kaum etwas hinzufügen! Menschen wollen nicht alt oder dement sein. Sie haben Angst vor dem Kontrollverlust über die Lebenskraft. Sie schaffen ‚aggressiv-abwertend', Distanz zwischen sich und dem Thema. Gerade in einer Zeit, wo gut drauf sein und fabelhaft fit und jung/dynamisch sein ein so hohes Prestige haben, ist zunehmende Gebrechlichkeit wenig sexy – und kann tüchtig Angst machen! Abwehr und Abwertung bilden dann einen seelischen Klumpatsch. Das kennt man auch anderswo her: wenn jemand in seelischer Not ist, es sich aber nicht zugesteht, hilfsbedürftig zu sein, dann sagt er: „Ich brauche keinen „Seelenklempner!" Etwas, dass ich nicht an mich heranlassen will, kann ich leichter abwehren, wenn ich es abwerte.

Magazin: **Die Angst vor dem Ende des Lebens und die Wut darüber, dass sich dies nicht aufhalten lässt, werden selten irgendwo klar ausgesprochen. Stattdessen wird diese Universalie des Lebens ins Lächerliche gezogen und in die unterste Schublade der Lebensbetrachtungen gesteckt. Der Selbsterhaltungstrieb, ewig jung zu bleiben, wird hingegen ganz oben auf die Liste der Handlungsleitlinien gesetzt. Eine Ansicht *zwischen* beiden Extremen gibt es kaum. Warum sprechen Menschen nicht einfach darüber, wie sie sich fühlen und ermöglichen so dem Gegenüber das Verstehen?**

Prof. F. SvT: Wahrscheinlich haben wir alle (mindestens) „zwei Seelen in der Brust", was das Altwerden angeht. Die eine Seele ist mit Jugendlichkeit und Quicklebendigkeit identifiziert – für sie ist Alt- und Gebrechlichwerden ein Grauen, und sie tut alles, um sich den Anblick zu ersparen oder sogar auch nur den Gedanken daran. Der Kompass ist hier auf Anti-Aging gestellt. Die andere Seele weiß um das menschliche Lebensschicksal, will sich mit Endlichkeit und Sterblichkeit auseinandersetzen, ihren Frieden damit machen. Will vielleicht auch das Alter entdecken als etwas sehr Besonderes und Wertvolles, was in der Jugendfrische noch nicht zu haben ist.

Wenn beide Seelen gleich kräftig sind, können Sie sich vereinen und gegenseitig gelten lassen. Wenn die Jugendseele aber stark dominiert und einen „Alleinvertretungsanspruch" geltend macht, muss die andere unterdrückt werden. Das Lächerlich machen, dass oft zu beobachten ist, kann Teil dieser Repression sein. ›

Magazin: **Wenn jeder Mensch verschiedene Seelen in seiner Brust hat, dann ist ja auch die gesamte Gesellschaft mehrfach und verschieden „beseelt". Wie lässt sich der Dialog zwischen ihren einzelnen Seelen so gestalten, dass jede von ihnen die jeweils andere würdevoll gelten lassen kann?**

Prof. F. SvT: Derzeit nimmt hierzulande die Polarisierung zu. Insofern ist diese Frage die Millionenfrage! Im Modus der Polarisierung ist es typisch, den eigenen Standpunkt, die eigene Sichtweise zu glorifizieren und mit einer moralisch hochwertigen Aura zu umgeben, den Standpunkt und die Sichtweise des Meinungsgegners hingegen unter „kbd-Verdacht" zu stellen: krank, böse oder dumm, also pathologisch, moralisch verwerflich und/oder intellektuell minderwertig.

In unseren Seminaren werben wir für eine dialogische Grundhaltung: „Die Wahrheit beginnt zu zweit!" und versuchen, sie einzuüben. Das beginnt mit dem aktiven Zuhören, mit der Herausforderung, den Standpunkt des anderen mit Empathie und wertschätzender Prägnanz selber zu formulieren, so dass der andere sich mit Kopf und Herz verstanden fühlt. Das Motto dabei: erst mal nur verstehen wollen, und nicht gleich bewerten! Verstehen heißt nicht einverstanden sein, keine Sorge!

Gegen zunehmende Polarisierung hilft auch die bewusste Trennung von Standpunkt und Mensch als innere Haltung.

Also nicht: Deinen Standpunkt finde ich verkehrt, und demzufolge bist du ein Idiot! Sondern stattdessen: Du bist ein wunderbarer Kumpel, ein ehrlicher Kerl, eine wertvolle Persönlichkeit, ein rechtes Kind Gottes – allerdings Deinen Standpunkt finde ich an dieser Stelle ganz verkehrt (…gefährlich, einseitig, herzlos)!

Magazin: **Zum Schluss noch eine persönliche Frage: Wie geht es Ihnen, wenn Sie hören, die Nachbarin ist ins Altenheim gekommen? Tauchen da Bilder auf? Wir gehen ins Kranken*haus* und kommen ins *Heim*. Das eine ist eher aktiv, das andere geschieht eher passiv. Wir haben Tierheime für Tiere ohne Herrchen, Kinderheime für Kinder ohne Eltern und Altenheime? Lässt sich der Begriff ‚Heim' hören ohne zu bewerten?**

Prof. F. SvT: Das ist wohl schlecht möglich. Die Begriffe unserer Sprache stammen nicht aus dem Wörterbuch, sondern aus dem Leben und sind eng mit ihm verwachsen. Und so umgibt jeden Begriff eine Aura von gefühlsgeladenen Bedeutungen, die sich aus den Erfahrungen, den gängigen Verknüpfungen von Wort und Lebenswirklichkeit, auch von Vorstellungen und Fantasien ergibt.

Konnotation von „Altenheim": ach wie bedauerlich – kann sich nicht mehr selbst versorgen – keine Familie, die für ihn/sie sorgt – herzlos abgeschoben – versorgt nach Schema F (satt und sauber), dem Betrieb unterworfen – nur noch von Menschen umgeben, die das Kainsmal der Gebrechlichkeit, der Demenz, der geistigen und körperlichen Schwerfälligkeit auf der Stirn tragen – trister Wartesaal des Todes.

Was meine eigenen Erfahrungen (bisher von außen) angeht, habe ich mit Altenheimen schlechte und gute gemacht. Es war für meine Vorfahren auch wohltuend, in guten Händen zu sein, sicher zu wissen: es ist jemand da, wenn ich Hilfe brauche! Und wenn ich starke Schmerzen bekomme oder stark eingeschränkt bin, ist ein mitfühlendes Herz und eine professionell qualifizierte Hilfe ein Segen, die alle Dankbarkeit auf Erden verdient. Und meine alte Tante, die nie und nimmer in ein Altenheim wollte, machte, als es nicht mehr anders ging, dort die Erfahrung: auf die Atmosphäre, die sie dort umgibt, hat sie selbst starken Einfluss! Je nachdem, wie sie auf die Pflegekräfte reagiert und wie sie auf die Menschen zugeht.

Mir scheint es wichtig, dass der alte Mensch sich mit der Tatsache, angewiesen zu sein, aussöhnt. Denn wenn er, identifiziert mit dem Ideal der Autonomie, diese Angewiesenheit als tägliche und klägliche Kränkung empfindet, kann er seine Umgebung nicht als wohltuend erleben, so sensibel und respektvoll sie auch sei.

Es lohnt sich, mit dieser Aussöhnung beizeiten anzufangen! Angewiesenheit ist von Beginn an ein Modus menschlicher Existenz und nicht erst ein Phänomen des Alters … und ich selbst, möchte ich einmal in einem „Altenheim" landen? Hm. Vielleicht gibt es eine anspruchsvolle „Seniorenresidenz"? ■

Die Vielfalt sprachlichen Alterns

Professor Dr. Annette Gerstenberg untersucht, wie und warum sich Sprache im Laufe eines Lebens ändert

INTERVIEW Sabine von Varendorff

Annette Gerstenberg ist seit 2017 Professorin für romanische Sprachwissenschaft an der Universität Potsdam. Für die Sprache im höheren Lebensalter interessiert sie sich seit 2005, als sie mit der Arbeit an ihrer Habilitationsschrift begann. Ergebnis ist eine Sammlung von Interviews, das Korpus LangAge.

Magazin: **Frau Professor Gerstenberg, bitte erklären Sie kurz, welche Idee ihrem Korpus „LangAge", das jetzt an der Universität Potsdam angesiedelt ist, zugrunde liegt.**

Prof. Dr. Annette Gerstenberg: Der Name ist ein Wortspiel mit dem französischen Wort „langage", das einfach „Sprache" oder „Sprachverwendung" heißt, und „âge", also französisch für „Alter". Daher der Großbuchstabe mitten im Wort.

Ich wollte Daten erheben, die es erlauben, den Zusammenhang von Alter und Sprache genauer zu verstehen, daher habe ich die Altersgruppe ab 70 angesprochen. Eine wichtige Rolle spielt der Begriff „Generation": Angehörige einer Generation teilen viele Gemeinsamkeiten, anderes ist individuell. Diese Vielfältigkeit geht verloren, wenn nur der Unterschied zwischen *den* Älteren und *den* Jüngeren interessiert. Im Gegensatz dazu habe ich auf den Querschnitt gesetzt, also auf eine einzige Generation. Dabei geht es dann gar nicht nur um das Alter, sondern auch um das, was diese Generation geprägt hat: Schulbildung, Erfahrungen und kulturelle Umbrüche bilden sich im Sprachgebrauch der unterschiedlichen Generationen ab. Die Interviews für LangAge sind lebensgeschichtliche Interviews, so dass ich über das chronologische Alter hinaus auch viele weitere Informationen für die Auswertung hinzuziehen kann.

Magazin: **Wie verändern sich die individuellen kommunikativen Aktivitäten im Lebensverlauf?**

Prof. A. G: Nach dem Spracherwerb im Kindesalter gibt es bei Jugendlichen oft eine Phase, in der die Zugehörigkeit zu den Gleichaltrigen, der Peer-Group, im Mittelpunkt steht. Wichtig sind dann Schnelligkeit und Originalität, manchmal werden so spezielle Ausdrücke verwendet, dass sie Außenstehende gar nicht verstehen sollen.

Im Berufsleben werden dann Anpassungen an die Sprachregeln des jeweiligen beruflichen Um- ›

felds nötig. Bourdieu nannte das den sprachlichen Marktplatz: Die richtige Ausdrucksweise macht sich ganz buchstäblich bezahlt. Was *richtig* ist, hängt dann vom Umfeld ab: Es geht darum, den Ton zu treffen, d.h. entweder korrekt und formell zu sprechen (z.B. im Bankbereich) oder im Gegenteil sehr trendbewusst, was auch bedeuten kann, dass mit den grammatischen Regeln etwas großzügiger umgegangen wird. Eine wichtige Rolle spielen Fachbegriffe: Versicherungen, KfZ-Typen, Brotsorten und so weiter. Diese müssen richtig angewendet werden und zeigen Kompetenz.

Nach der Berufstätigkeit ist wiederum alles offen, von „Locker lassen“ bis „Stil wahren“ gibt es viele Möglichkeiten. Bertolt Brecht schrieb z.B. eine Erzählung über die „unwürdige Greisin“, die kritisiert wurde, weil sie alle Konventionen über Bord warf. So etwas kann heute vielleicht auch noch passieren, aber insgesamt stehen heute in den westlichen Gesellschaften doch viele Türen offen, um die eigenen Ausdrucksformen zu finden, sprachlich oder im Lebensstil, und dabei auch neuere Entwicklungen mitzumachen.

Ganz entscheidend ist die Frage, welche sozialen Kontakte bestehen. Social Media, WhatsApp, Facebook, Instagram sind auch für die älteren Generationen heute wichtig, um mit Gleichaltrigen oder Jüngeren im Kontakt zu bleiben.

Magazin: **Im Netzwerk „Corpora for Language and Aging Research“, abgekürzt CLARe, arbeiten Sie mit Kolleginnen und Kollegen aus ganz verschiedenen Ländern und Fachgebieten zusammen. Welche Vorteile hat das?**

Prof. A. G: Inzwischen beschäftigen sich viele Teildisziplinen mit sprachlichem Alter, auf unterschiedlichen Ebenen: es gibt die Ebene der Kognition (z.B. Wortfindungsschwierigkeiten), die Ebene der Interaktion (wie funktioniert die Kommunikation – wenn sie funktioniert?), die Ebene des Sprachwandels (sprechen ältere Leute so, wie sie es in ihrer Jugend gelernt haben?) und die Ebene der Anpassung an den Lebensabschnitt (wie passt sich die Sprache an die jeweiligen Anforderungen an?). Übergreifenden Austausch bietet das Netzwerk und seine Konferenzen. Das Schöne an dieser Zusammenarbeit ist, dass sich die einzelnen Fragestellungen ergänzen. Hinter dem hier englischen Begriff „Corpora“ steht die Idee, dass die Arbeit mit sprachlichen Daten im Mittelpunkt steht, und zwar nicht Labordaten, sondern Audio- oder Videodaten aus natürlichen Gesprächssituationen.

Magazin: **Gibt es *die* Alterssprache überhaupt? Immerhin lässt sich „Alter“ in verschiedenen Bezugsrahmen verorten. Es kann zeitlich, chronologisch linear verstanden werden, dann beginnt „Alter“ mit einer bestimmten Quantität an Jahren. Es kann biologisch gesehen werden, Beispiel: „für dein Alter hast du dich aber ganz gut gehalten“; oder es wird soziologisch erfasst, Beispiel: „deine Ansichten sind wirklich richtig modern“.**

Prof. A. G: Nein, eine einheitliche Alterssprache gibt es nicht. So wie es bei genauem Hinsehen auch keine einheitliche Jugendsprache gibt. Aber einige Prozesse lassen sich doch übergreifend beobachten, und zwar auch, bevor krankheitsbedingt Veränderungen auftreten. Eine wichtige Einsicht ist es sicherlich, dass Altern vor allem eins ist: *normal*. Der Körper verändert sich, lebenslang, und auch der Zugriff auf das Gedächtnis verändert sich. Das ist besonders auffällig, wenn es kommentiert wird: „Ich vergesse jetzt immer die Namen!“ Solche Kommentare sind oft typischer als das Vergessen selbst. Außerdem bilden sich auch Wissensbestände in der Sprache ab: der Wortschatz bleibt stabil oder wächst weiter. Kommunikative Erfahrungen werden genutzt, um z.B. eine gute Geschichte zu erzählen und die Pointe richtig zu setzen.

Bei näherem Hinsehen zeigt es sich, dass viele dieser normalen Alterungsprozesse zwar nach bestimmten Mustern verlaufen, sich aber äußerst *individuell* ausprägen. Lebensläufe sind sehr unterschiedlich, und es werden verschiedene körperliche oder geistige Stärken entwickelt, die im Alter genutzt werden können. „Sag mir wie alt Du bist, und ich sage Dir, wie Du sprichst“ funktioniert vielleicht noch bei Kindern und Jugendlichen ganz gut, teils auch bei Erwachsenen, wenn man das berufliche Umfeld berücksichtigt – mit zunehmendem Alter wird so eine Vorhersage aber immer schwieriger.

Eine dritte Besonderheit möchte ich noch hervorheben: Altern ist äußerst *dynamisch*. Nicht alle Prozesse sind als „Verlust“ zu verstehen, wie das Beispiel des Wortschatzes zeigt. Und da, wo Schwierigkeiten auftreten, werden oft auch Lösungen gefunden, damit umzugehen. Ein Beispiel: Sprechen kostet Kraft, das erfordert Anpassungen bei geänderten Voraussetzungen von Herz und Lunge. Wenn die Lunge nicht mehr so leistungsfähig ist, spreche ich langsamer bzw. mache mehr Pausen. Das ist eine sehr effiziente Anpassung.

Magazin: **Wie kann Sprache zu einem Element der Isolation und der Trennung werden?**
Prof. A. G: Einige Verständigungsprobleme gehen aus der körperlichen Veränderung hervor: ein zentrales Problem der Isolation sind Hörprobleme. Wenn das gemeinsame Interesse besteht, die Kommunikation aufrecht zu erhalten, kann genau geschaut werden, wie damit umgegangen werden kann: Liegt das Problem einfach nur an der Lautstärke? Viel wahrscheinlicher ist, dass langsames und deutliches Sprechen Erfolg hat. Ein großes Problem für die Verständlichkeit sind Hintergrundgeräusche oder konkurrierende Gespräche, die mit zunehmendem Alter schlechter weggefiltert werden können. Wenn das Bewusstsein dafür geschärft wird, kann z.B. vereinbart werden, dass nicht mehrere Personen gleichzeitig sprechen oder dass Radio und TV ausgeschaltet bleiben.

Ein trennender Faktor kann auch der enger werdende Lebensraum werden: wenn eine Person weniger erlebt, wird sie im Gespräch eher auf Geschichten zurückgreifen, die sie vielleicht schon erzählt hat. Auch das ist letztendlich eine effiziente Strategie der Anpassung. „Immer die gleichen Geschichten" ist daher nicht nur ein Stereotyp, es kommt tatsächlich vor, dass wieder und wieder das gleiche erzählt wird. Das kann zur Geduldsprobe werden. Aber gibt es auch die Möglichkeit, dem zu Grunde liegenden Bedürfnis nach Aufmerksamkeit und Teilhabe zu begegnen und durch gemeinsame Tätigkeiten neue Themen zu finden. Aber auch dann können die Assoziationen wieder zum Ausgangspunkt zurückführen und die alte Geschichte wird schon wieder erzählt. Dann ist das so. Kommunikation ist manchmal eben auch Reden um des Redens willen, so entsteht Zusammengehörigkeit.

In umgekehrter Richtung gibt es Schwierigkeiten, wenn die ältere Generation nicht mit den neueren sprachlichen Entwicklungen einverstanden ist und jüngere Leute kritisiert: „Das sagt man nicht!" Vielleicht ist hier das Problem gar nicht die jüngere Person, sondern dass das *Wir* der eigenen Sprachgemeinschaft verschwunden ist und das Gefühl von Isolation eingetreten ist.

Magazin: **Wie kann die Kommunikation zwischen den Generationen verbessert werden?**
Prof. A. G: Eine wichtige Voraussetzung ist zunächst einmal die Akzeptanz des eigenen Alterns und die Offenheit für Veränderungen. Irgendwann ab 40 macht der Griff zur Lesebrille deutlich, dass Alter Anpassung erfordert, aber im Prinzip ist es leichter, die eigenen Themen und das eigene Tempo für normal zu halten und daran auch Ältere zu messen bzw. vor dem, was als Verlust empfunden wird, zurück zu schrecken. Aber nicht alles, was anders ist als die Norm des berufstätigen Erwachsenenlebens, muss uns beunruhigen. Es gibt viel zu entdecken, zum Beispiel die große Flexibilität, mit der sich die Kommunikation an die Erfordernisse der unterschiedlichen Lebensphasen anpasst. ■

PROFESSOR DR. ANNETTE GERSTENBERG

Nach ihrem Studium an den Universitäten Bonn, Perugia (Italien) und Jena erwarb Annette Gerstenberg 1998 den Grad des Magister Artium und verteidigte 2003 ihre Doktorarbeit an der Universität des Saarlandes. Es folgten Stationen in Bochum, wo sie 2009 habilitiert wurde, und in Freiburg. Gasteinladungen führten sie nach Orléans und Montréal. Im Jahr 2013 wurde Annette Gerstenberg als Professorin für

Sprachwissenschaft an das Institut für Romanische Philologie der Freien Universität Berlin berufen, und im Oktober 2017 wechselte sie auf den Lehrstuhl für romanische Sprachwissenschaft des Italienischen und Französischen an der Universität Potsdam.

Für ihre Habilitation führte Annette Gerstenberg über 50 lebensgeschichtliche Interviews in der französischen Stadt Orléans, 2011 veröffentlichte sie ein Buch darüber mit dem Titel „Generation und Sprachprofile im höheren Lebensalter". 2015 folgte der gemeinsam mit Anja Voeste herausgegebene Sammelband über Veränderungen der Sprache über den Lebenslauf.

NACHGEFRAGT bei Regine Sannwald, Gerontologische Fachkraft im beschützenden Bereich

KOMMUNIKATION IM ALTER

Magazin: **Haben Sie ein Beispiel, wie bedeutungsvoll Sprache im menschlichen Miteinander – vor allem auch im Alter – ist?**
Regine Sannwald: Gern. Eine Bewohnerin aus dem geschützten Bereich konnte abends nicht an den Esstisch geholt werden. Sie war unruhig, sprach aufgeregt in russischer Sprache auf die Pflegekräfte ein. Sie hatte in Kasachstan (Russland) gelebt, mit ihren Kindern aber immer deutsch gesprochen. Russisch sprach sie wenn sie erregt war. Ein Verwandter konnte uns schließlich übersetzen, was sie abends beunruhigte: die Hühner sollten in den Stall! Sie hatte auf einem Bauernhof gelebt. Ich konnte sie beruhigen, als ich ihr versprach, der Tochter Bescheid zu geben, damit die Hühner in den Stall kommen. Mit dieser Erklärung konnte die Bewohnerin beruhigt zum Abendessen kommen.

Magazin: **Ändert sich mit zunehmendem Alter die Art des Sprechens?**
R. S.: Ganz sicher ist das so. Denn, wer beispielsweise schlecht hört, ist in seiner Verständigung sehr eingeschränkt. Er kann, weil er Gesagtes nur teilweise akustisch versteht, nicht adäquat antworten. Seinem Gegenüber ist meist nicht klar, welche Frequenzen er noch gut wahrnimmt und welche er gar nicht mehr hört. Sein Rückzug wird dann oft als Ablehnung eingestuft, und es kann zur Ausgrenzung und Isolation führen.

Magazin: **Ändern sich auch die Inhalte der Gespräche?**
R. S.: Ja, auch dies. Ältere Menschen können Veränderungen und Neues in vielen Fällen einfach nicht mehr „verstehen“, also einordnen. Also sprechen sie nicht darüber, werten es ab oder lächeln darüber, so schaffen sie Abstand zu dem, was sie nicht mehr begreifen. Außerdem sind sie ja mit ihrer Endlichkeit konfrontiert. Also dienen die Gespräche über die Menschen, die in ihrem Umfeld schon gestorben sind, dazu, sich der eigenen Lebendigkeit zu versichern. Sie reden über andere, die nicht mehr sind und meinen: aber ich bin noch im Hier und Jetzt.

Magazin: **Vor allem die Verständigung mit demenziell erkrankten Menschen gestaltet sich manchmal schwierig. Wie können Sie Angst und auch Aggressivität in diesen Gesprächen begegnen?**
R. S.: Ich arbeite gern mit Bildern und habe mich mit der Biographie der Menschen befasst. So kann ich über die Bilder einen Einstieg in positiv besetzte Bereiche, also Erinnerungen erreichen. Wenn die Kommunikationsebene eingeschränkt ist, weil der an Demenz erkrankte Bewohner die Worte nicht findet um sich auszudrücken (Wortfindungsstörung), oder ganz verstummt, kann ich trotzdem im Gespräch bleiben. Bilder aus seiner Vergangenheit geben ihm Sicherheit und ein gutes Gefühl.

Magazin: **Was ist menschenwürdig im Umgangston mit demenziell erkrankten Menschen?**
R. S.: Kognitive Einschränkungen führen zu Orientierungsproblemen, zeitlich, örtlich und situativ. Die eigene Welt des Bewohners ist zu respektieren. Erinnerungen können zeitweise nicht der Vergangenheit zugeordnet werden. Sie werden in der Gegenwart erlebt. Der Umgangston muß wertschätzend sein, nicht verniedlichend, nicht korrigierend.

Die Berührung ergänzt die verbale Kommunikation. Sie nimmt an Bedeutung zu, wenn die verbale Verständigung zunehmend eingeschränkter ist – beispielsweise die Initialberührung (Berührung der Schulter um sich anzukündigen).

Den Bewohner mit Vornamen anzusprechen hat dann seine Berechtigung, wenn der Nachname komplett die Bedeutung verloren hat. Vornamen bleiben erfahrungsgemäß länger im Gedächtnis. Diese Maßnahme wird immer mit den Angehörigen abgesprochen. ■ SVV

Die Fragen stellte Sabine von Varendorff

Ein Leben voll Erinnerungen

Sie kam zur Welt, als der erste Weltkrieg eben zu Ende gegangen war. Sie hat den zweiten Weltkrieg als junge Frau und dann als Mutter miterlebt. Helga Bleyer ist 100 Jahre alt geworden und blickt im Christiane-von Kölle-Stift auf ihren Lebensweg zurück. Nach einem arbeitsreichen Leben, Anstrengungen und auch Verzicht ist sie sich jetzt sicher: „Hier geht es mir gut, ich muss mich um nichts mehr kümmern."

Wenn es nach der Jubilarin geht, ist es völlig unwesentlich, dass sie biblisches Alter erreicht. „Ich brauche keine Feier." Doch Tochter Marianne, die in Tübingen wohnt, ist da anderer Meinung. Gemeinsam mit den Mitarbeiterinnen des Christiane-von-Kölle-Stifts lädt sie im Haus-Café zu Kaffee und Kuchen ein. Dass das Geburtstagskind eigentlich nicht aus dem Ländle stammt, ist unüberhörbar. Sie „stolpert noch heute über den spitzen Stein". Denn sie ist in Dettenhausen bei Göttingen geboren und in der Nähe bei den Großeltern aufgewachsen. „Das war auf dem Land. Da gab es Tiere und einen Garten. Deshalb musste ich keinen Hunger leiden." Es gab zwei Ziegen und es wurde selbst gebuttert. „Das war mein Zuhause. Wenn ich Tränen hatte, war ich dort herzlich angenommen." Ihren Mann August, fünf Jahre älter als sie, hat sie in Kolding kennengelernt. Dort war sie nämlich später in einem Haushalt beschäftigt.

„Mehr als 50 Jahre waren wir verheiratet", sagt sie und wird still. Es sieht aus, als blicke sie aus dem Fenster. Doch seit zwei Jahren wollen die Augen und auch die Ohren nicht mehr richtig. „Es war ein

Herta Bleyer feiert im Christiane-von Kölle-Stift ihren 100sten Geburtstag

schönes Leben mit Mann und zwei Kindern." Nur einfach war es nicht. Es kam der zweite Weltkrieg. Dem *starken* August wurde die Hand durchschossen und als er nach langem Lazarettaufenthalt nach Hause kam war er ein anderer. Arbeit ließ sich so leicht auch keine finden. August Bleyer trug an der rechten Hand eine Manschette und brauchte bei einigen Handgriffen Hilfestellung. Herta Bleyer hat sich um alles gekümmert. Einen Garten gab es in Pacht. Der hat der vierköpfigen Familie ein gutes Auskommen gesichert. „Ich habe ein Schwein gehabt und auch geschlachtet", sagt sie.

Der Mann hat bei den Voss-Werken gearbeitet. Später fand auch Helga Bleyer dort eine Beschäftigung. „Es war eine gute Ehe. Ich war gern mit meinem Mann zusammen." Dann sagt sie es doch: „Es waren schwere Zeiten. Manchmal habe ich gedacht, es ist zu viel." Dann aber hat doch ihr Frohsinn gesiegt, und so ist sie durchs Leben gekommen: „Man muss das Leben so nehmen wie es ist. Dran rummachen bringt nicht weiter." Das ist ihre Lebensmaxime, bloß, wenn sie dran denkt, was jetzt ist, dann will ihr das mit dem Frohsinn nicht immer in den Sinn kommen. „Ich kann mich an so vieles nicht mehr erinnern. Es ist einfach nicht mehr in meinem Kopf. Lesen oder Zuhören geht auch fast nicht mehr. Da werden mir die Tage doch arg lang", sagt sie kaum hörbar. Ihr fehlt die Gartenarbeit, das eigene Zuhause, die Selbstständigkeit. „Ich will mich so lange ich kann selber waschen und anziehen. Wenn das dann nicht mehr geht, möchte ich einfach einschlafen dürfen. Mein Leben war gut, was soll da noch kommen?" ■ SVV

DER STERNGUCKER OHNE STERNZEICHEN

Karl-Ernst Frank ist Mitglied der astronomischen Arbeitsgemeinschaft in Aalen und Asteroid-Experte

„Mein Vater erklärt mir jeden Samstag unsere neun Planeten“ – sagt Ihnen dieser Satz etwas? Karl-Ernst Frank versteht ihn gut, denn mit den Anfangsbuchstaben der Wörter wird die Reihenfolge der neun Planeten unseres Sonnensystems beschrieben: Merkur, Venus, Erde, Mars, Jupiter, Saturn, Uranus, Neptun und Pluto. „HALT“, da muss der Hobby-Astronom sofort widersprechen, denn seit 2006 ist Pluto kein Planet mehr, selbst wenn er immer noch gleich hinter Neptun steht. Karl-Ernst Frank weiß Bescheid und klärt gern auf. Also endet der Merksatz jetzt mit „unseren Nachthimmel“. In den blickt der 71jährige oft und stundenlang. Seine Beobachtungen teilt er mit Experten der Aalener astronomischen Arbeitsgemeinschaft. Der angelernte Dreher und Angehörigenbeirat im Samariterstift Neresheim ist ein respektiertes Mitglied dieses Fachzirkels.

Respektiert und anerkannt, das ist dem 71jährigen Karl-Ernst Frank wichtig, hat er es doch als Kind und Jugendlicher nur allzu oft erlebt, dass er wegen einer Lernbehinderung und einer Entwicklungsverzögerung ausgebremst und ins Abseits gestellt wurde. Ohne Förderung und Unterstützung führte ihn sein Weg so in verschiedene Einrichtungen der früheren Behinderten- und heutigen Eingliederungshilfe. Seit mehr als 50 Jahren ist er jetzt beim Samariterstift Neresheim beziehungsweise den Ostalb Werkstätten zu Hause, seit mehr als zehn Jahren in Rente. „Aber ich habe damals gespürt, dass das nicht das Rechte sein kann, wenn ich hier mit anderen zusammen in einem Zimmer leben muss und bloß ein Bett hab“, erinnert er sich. Zwar sind im Lauf der Zeit alle Zimmer zu Einzelzimmern geworden, doch Karl-Ernst Frank hat sich selbst noch ganz woanders gesehen: „Ich bin wer! Ich habe Interessen, die ich ausleben will.“ Er hat zunächst ein Wohntraining durchlaufen, um sich an den Tageslauf ohne Einrichtung zu gewöhnen und lebt nun seit 2006 allein im betreuten Wohnen mitten in Neresheim. „Das fühlt sich gut an.“

„Ich schaue mir die Sachen immer ganz genau an. Manchmal denke ich dann, dass kannst du so nicht lassen und dann kümmere ich mich.“ Dieses intensive Kümmern und seine nicht zu bändigende Neugier haben Karl-Ernst Frank dorthin gebracht, wo er heute sitzt. Zwischen 15 Doktoren und einem Professor in der astronomischen Arbeitsgemeinschaft, die insgesamt 50 Mitglieder zählt. Der Karl-Ernst ist dort ein guter Mitdiskutierer, er kritisiert, debattiert und mischt sich ein, mit all seinem Fachwissen und seinen Fähigkeiten.

Davon hat er ziemlich viele. In den Vitrinen in seinem Wohnzimmer stehen Modellfahrzeuge, auf den Regalen Miniaturhubschrauber und überall, wo sich ein freies Fleckchen findet, hängen und stehen Modelle von Raumschiffen und Raketen. Auf dem Wohnzimmertisch ragen die Apollo acht, elf, zehn und zwölf stolz in die Luft. „Die habe ich sogar echt in Florida gesehen“, erzählt der Astronom begeistert. Vor einem Jahr ist er mit einem Angebot der offenen Hilfen Ostalb nach Amerika gereist und zwar ins Herz der Raumfahrt. Das Kennedy Space Center hat den schwäbischen Tüftler und Astronomen empfangen. Die Reise begeistert ihn bis heute. „Mich interessieren die Sterne und die Raumfahrt.“ Apropos Sterne – da muss der Wissenschaftler von der Ostalb endlich mal mit einem Irrtum aufräumen: „Der Stern von Bethlehem, von dem zu Weihnachten alle reden, ist kein Stern, sondern ein Komet.“ Der Halleysche Komet nämlich, offiziell auch 1P/Halley genannt. Er ist sehr lichtstark und kehrt im Mittel alle 75,3 Jahre wieder. Zuletzt kam er 1986 in Erdnähe. Seine nächste Wiederkehr wurde für das Jahr 2061 berechnet.

> „Wir sind nicht das Zentrum von allem, sondern bloß ein Teil vom großen Ganzen.“

Karl-Ernst Frank hat ein spezielles Fachgebiet, das sind Asteroiden und Kometen. Deshalb ist er sich auch sicher, „dass wir Menschen uns irgendwann nach einem anderen Platz umsehen werden müssen“. „Wir machen die Erde kaputt und zerstören damit unseren eigenen Lebensraum. Wir sind nicht das Zentrum von allem, sondern bloß ein Teil vom großen Ganzen.“ Der schwäbische Astronom rechnet damit, dass von den vielen Dingen, die um uns rumsausen, eines uns irgendwann trifft. Er glaubt an den Urknall und ein bisschen auch an Gott. „Das eine schließt das andere nicht aus, sogar in Rom gibt es eine Sternwarte.“ Am allermeisten aber glaubt er an sich. „Ich möchte das haben, was zu mir passt. Ich möchte nicht so oder so leben, weil sich das für jemand im Heim so gehört.“ Deshalb hat er sich auch nicht damit zufriedengegeben, dass er am Anfang in einer vollmöblierten Wohnung lebte. „Ich möchte meine Sachen um mich haben.“ Zu seinen Sachen gehören beispielsweise drei ziemlich beeindruckende Teleskope, die er regelmäßig in den Nachthimmel reckt. „Dann schaue ich mir den Mond und seine Phasen an.“ Der Mond hat es ihm angetan, weil er das menschliche Le-

ben maßgeblich beeinflusst. Während sich vor Urzeiten die Sonne so schnell drehte, dass alle vier Stunden Tag und Nacht auf der Erde wechselten, sorgte der Mond mit seiner Anziehungskraft dafür, dass sich die Drehungen der Sonne so verlangsamten, dass wir heute zwölf Stunden Tag und zwölf Stunden Nacht haben. So erklärt Karl-Ernst die Welt und das Leben und es ist klar: für ihn gibt es ein ganz eigenes Universum. Dazu gehören seine Teleskope, seine Modelle, seine Technikbegeisterung und seine liebevolle Pflanzenpflege. „Ich bin eine verschwindende Null, wenn ich das Weltall angucke. Aber hier unten bin ich wichtig. Und so lange ich wissbegierig bleibe, kann ich immer wieder prüfen, ob der Platz, wo ich grad bin, genau der richtige für mich ist.“ Übrigens ist dem kundigen Astronomen sein persönliches Sternzeichen ziemlich schnuppe. „Astronomie und Astrologie, das passt nicht“ sagt er. Trotzdem sei verraten, als Waage, die am 20. Oktober geboren wurde, zeichnet sich der „Wissenschaftler“ durch einen klaren Geist und eine soziale Natur aus. ■ SVV

Menschen mit Behinderung
können Segeln lernen,
weil sie gut begleitet sind

DIE SPRACHE DES WINDES

Der Wind hat mir ein Lied erzählt“, singt die unvergessene Zarah Leander mit tiefer Reibeisenstimme. Fast ist der fauchende und hauchende Wind tatsächlich zu hören. Zuhören was der Wind erzählt, das ist vor allem für Segler enorm wichtig. Windrichtung oder Windstärke sind wichtig für gelungene Manöver. Segeln ist körperlich und geistig anstrengend, denn ständig sieht, hört, riecht oder fühlt der Segler neue Eindrücke. An Bord werden Muskeln angespannt, die eine Landratte sonst nicht braucht. Eine Herausforderung für gesunde Menschen, eine Glanzleistung für Menschen mit Behinderung. Doch Balsam für die Seele beider allemal. Deshalb haben sich jetzt interessierte Mitarbeitende der Eingliederungshilfe der Samariterstiftung in Seminaren zu Segelhelfern ausbilden lassen, damit sie Menschen mit Behinderung, die in einem ganz speziellen Segelboot sitzen, beim Segeln begleiten können. Im kommenden Sommer bietet die Wohnstätte in Kooperation mit der Werkstatt am Neckar für Interessierte eine erste begleitete Segelfreizeit an.

Im vergangenen Frühjahr gab es den ersten Kontakt zwischen der Samariterstiftung und FIDS. FIDS steht für **F**oundation for **I**ntegrated **D**isabled **S**ailing (übersetzt etwa: Stiftung für integriertes Segeln von Behinderten) und ist eine Stiftung, die Menschen mit Beeinträchtigungen die Erfahrung des selbstständigen Segelns in kleinen Spezialbooten ermöglicht. Sowohl FIDS wie die Samariterstiftung haben mit diesem Kontakt ungewohntes Terrain beschritten. Denn bei FIDS sind mit disabled people vor allem Menschen mit körperlichen Behinderungen gemeint. Ihnen werden ganz speziell aus- und aufgerüstete Boote angeboten, in denen Menschen mit verschiedensten körperlichen Beeinträchtigungen die Ruderpinne oder das Schot für das Vorsegel bedienen können. Und: sie können alle segeln. Ihnen zur Seite ist auf dem Wasser immer auch ein Motorboot mit helfenden Begleitern, die nötigenfalls eingreifen können. Sie helfen auch am Steg oder an Land beim Ausladen der Boote, oder beim Richten des Mastes und anderen Handreichungen.

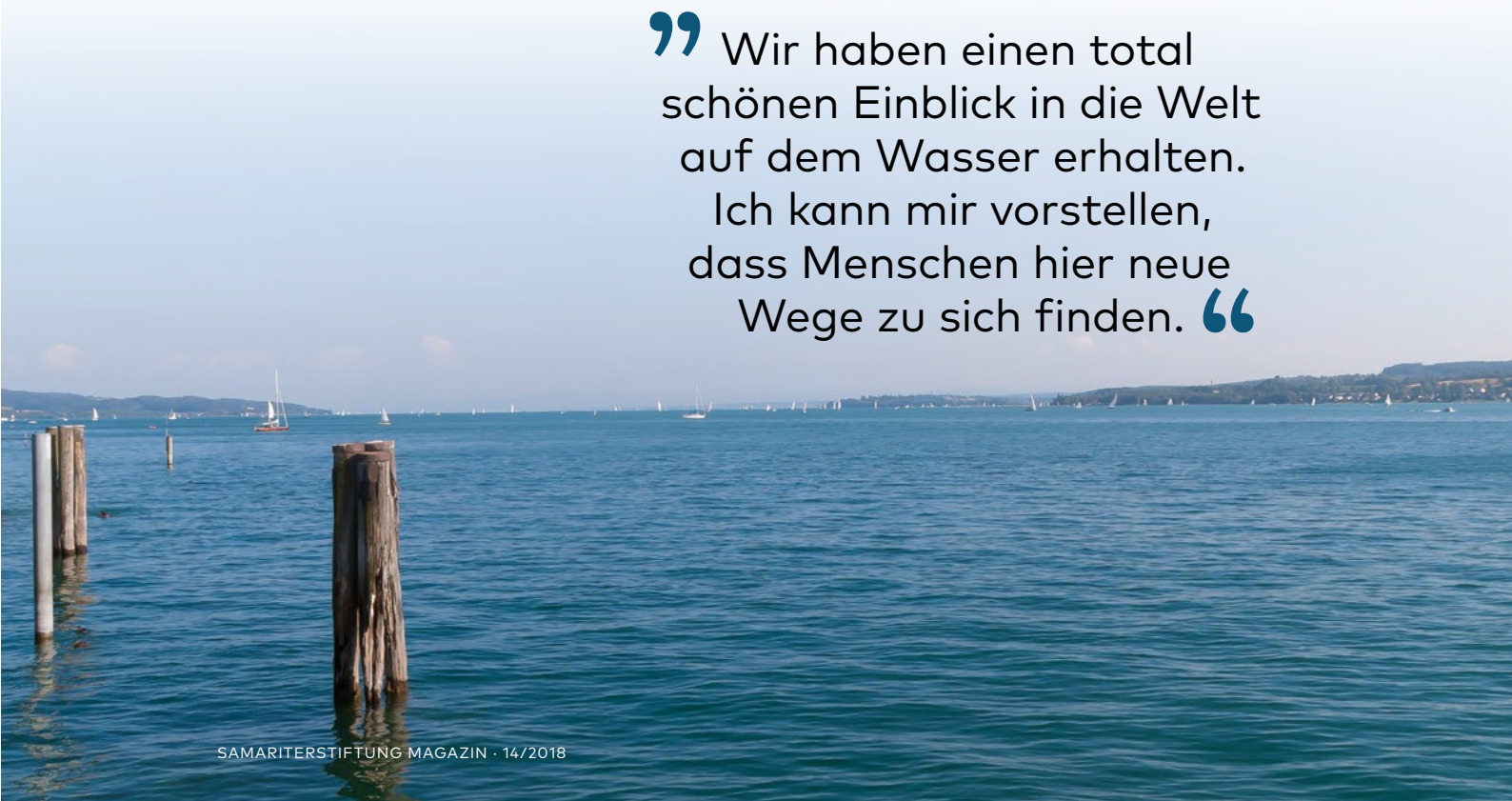
Die Zielgruppe für das Segelprojekt bei der Samariterstiftung sind im Moment Menschen mit psychischen Beeinträchtigungen. Für sie bedeutet der Einstieg in das wackelige Boot eine ganz besondere Herausforderung. Manchmal mag da der der Körper wohl kräftiger als die Seele selbst sein. „Wir haben ja erst angefangen uns mit dem Thema zu beschäftigen. Es wird noch herauszufinden sein, ob und wie das begleitete Segeln für unsere Bewohnerinnen und Bewohner eingesetzt werden kann“, sagt Inge Molter. Sie hat gemeinsam mit Jenny Minnhöfer, Heilerziehungspflegerin, beide aus dem Team der Wohnstätte Oberensingen, Volkmar Kuhmann, Leitung Bau und Technik sowie Wolfgang Bleher, Leitung Behin-

dertenhilfe und Sozialpsychiatrie, an einem Lehrgang am Bodensee teilgenommen, wo sie zu Segelhelfern für Menschen mit Behinderung ausgebildet worden sind. „Wir haben an einem Wochenende alles über Sicherheit auf dem Wasser und im Boot gelernt. Auch das Fahren im Segel- und Motorboot sowie Rettungsmaßnahmen wurden geübt“, erzählt Inge Molter, „die Fachkräfte von FIDS haben uns sehr kompetent und engagiert in alles eingeführt.“

Später im Jahr gab es dann außerdem auch eine kleine Schnuppertour an den Bodensee, bei der Interessierte aus der Werkstatt am Neckar und der Wohnstätte einen Geschmack für Wind und Wellen kriegen konnten. Für die Samariterstiftler ein Projekt, das es lohnt, weiter ausprobiert zu werden. Deshalb gibt es im kommenden Sommer eine Segelfreizeit am Ammersee. Für FIDS eine gelunge Zusammenarbeit, denn deren Ziel ist es, Einrichtungen der Eingliederungshilfe seemännisch so aufzubauen, dass schließlich die Einrichtung selbst begleitetes Segeln anbieten kann und keine FIDS Unterstützung mehr braucht. „Wir wünschen uns möglichst viele solcher Institutionen“, sagt Wolfgang Schmid, Vorsitzender von FIDS, „das wird dann nämlich eine nachhaltige Geschichte. Wenn die Menschen mit Behinderung beispielsweise zudem noch Mitglied in lokalen Yachtclubs werden, dann ist Inklusion wirklich gelungen.“

Ob der Weg für die Samariterstiftung so weit führt, bleibt abzuwarten. Fest steht, dass es für die meisten Segler ein riesiges Erlebnis ist, das Selbstvertrauen stärken kann, wenn der ‚Kahn‘ auf dem Wasser bewegt wird. Dass dabei ein Motorboot mit Helfern in Sichtweise begleitet, wird dann oft völlig vergessen – das Wasser, der Wind und die Wellen bleiben. Das Konzept ist überzeugend, allerdings auch sehr personalintensiv. Denn am Steg muss eine Person stehen, die das Boot wassert, auf dem Wasser braucht es drei weitere Personen im Motorboot, die sich um den ‚Käpt’n‘ im Segelboot kümmert und eine weitere Person im Mini-Zwölfer, der mit dem Steg in Funkkontakt ist. Die Sicherheit der segelnden Person hat oberste Priorität. Es ist unerlässlich, dass mindestens einer der Verantwortlichen im Besitz eines gültigen Motorbootführerscheins und/oder eines Segelscheins ist. Bei der Samariterstiftung gibt es gleich mehrere dieser Skipper und damit lässt sich gut durchstarten.

Mit den ersten Kontakten, dem Schnuppertag am Bodensee und der Helferausbildung ist eine von ganz vielen Türen in Sachen „Inklusion hat viel verschiedene Gesichter“ aufgegangen. Das Projekt zeigt, dass es Sinn macht, über gewohnte Horizonte hinauszublicken und den Kontakt in Bereiche zu suchen, die bislang unbekannt waren. „Wir haben einen total schönen Einblick in die Welt auf dem Wasser erhalten. Ich kann mir vorstellen, dass Menschen hier neue Wege zu sich finden“, sagt Wolfgang Bleher. ■ SVV



> „Wir haben einen total schönen Einblick in die Welt auf dem Wasser erhalten. Ich kann mir vorstellen, dass Menschen hier neue Wege zu sich finden.“

Gemeinsam für ein Ziel

Koordinierte Zusammenarbeit stärkt das Wirken der ehrenamtlich und hauptamtlich Tätigen im Christiane-von-Kölle-Stift

Keiner kann wirklich gut ohne den anderen – und doch, das Arbeitsverhältnis zwischen den ehrenamtlich und den hauptamtlich Tätigen im Christiane-von-Kölle-Stift in Tübingen ist nicht immer so entspannt gewesen wie heute. „Berührungsvorbehalte“ und „Missverständnisse“ gab es auf beiden Seiten. Das hat sich geändert. Eine gezielte und definierte Ehrenamtskoordination ist der Schlüssel zum besseren Miteinander und für eine positive Selbstverständlichkeit im gegenseitigen Umgang.

Seit drei Jahren kümmert sich Gertrud Rahlenbeck nun intensivst um die Zusammenarbeit zwischen Haupt- und Ehrenamt im Christiane-von-Kölle-Stift in Tübingen. Sie selbst hat als Angehörige den Vater und die Schwiegereltern, die über Jahre in einer Alteneinrichtung in Nürtingen gelebt haben, begleitet. Sie hat selbst erlebt, wie gut es tut, wenn dieses Miteinander harmonisch gestaltet ist.

Dabei ist es wichtig zu sehen, dass Ehrenamtliche andere Fähigkeiten und Talente als Hauptamtliche haben. Jeder kann etwas anderes besonders gut. „Früher gab es unter den Hauptamtlichen sicherlich so etwas wie unausgesprochene Widerstände“, erzählt Markus Setzler, Teamleiter und Alltagsbegleiter. Beispielsweise wurde in der Wohngruppe der Tisch gedeckt und dann kamen Ehrenamtliche und haben die Bewohnerinnen und Bewohner zu einer Veranstaltung einen Stock tiefer abgeholt – Frust, Enttäuschung und ein wenig „Futterneid“ kamen auf. „Es war oft so, dass der Eindruck herrschte, *die*, nämlich die Ehrenamtlichen können das machen, was *wir* die Hauptamtlichen nicht können, weil wir zu wenig Zeit dafür haben“, versucht Setzler eine Erklärung. Es bleibt ein Versuch, denn es ist mehr eine atmosphärische, als eine wirklich greifbare Störung im Miteinander, gegen die Gertrud Rahlenbeck am Anfang ihrer Tätigkeit angehen musste. „Es war ein Paukenschlag, was sie da in unseren alltäglichen Betrieb eingebracht hat“, erinnert sich Regine Sannwald, gerontologische Fachkraft im beschützenden Bereich.

Seither steckt viel Zeit und Energie in dem Prozess. So gab es beispielsweise einen Workshop, in dem sich alle ‚ausgesprochen‘ haben. „Damit sind wir auf der Reflexionsebene angekommen und können die Gefühle des jeweils anderen als das wahrnehmen, was sie sind. Wir können es Ehrenamtlichen inzwischen auch offen sagen, wenn uns etwas stört und so insgesamt konstruktiver zusammenarbeiten“, sagt Setzler, „Wir sitzen nun tatsächlich alle in demselben Boot und sehen den anderen“, ergänzt Gertrud Rahlenbeck. Das war der Beginn einer wirklich sinnstiftenden und einträglichen Beziehung. Inzwischen sind die Ehrenamtlichen fester „Teil des Hauses“ und der „Betreuungskultur“. Prominentestes Beispiel ist das diensttägliche Kaffeetrinken. Zu Beginn der Koordination kamen dazu nur wenige vier Besucher, meist aus dem angegliederten betreuten Wohnen. „Es geschah nahezu ohne Anbindung an das Haus“, erinnert sich die Ehrenamtskoordinatorin. Jetzt kommen Besucher aus allen Wohnbereichen. Sie freuen sich auf selbstgebackenen Kuchen und Kaffeeklatsch. Für die Mitarbeitenden bietet diese Veranstaltung mittlerweile auch eine gern gesehene Entlastung der Wohnbereiche. Das Café-Stüble ist außer der Verbindung von Betreutem Wohnen und Pflegeeinrichtung auch ein Bindeglied zwischen Haupt- und Ehrenamtlichen. Denn

eine Betreuungsassistentin backt den Kuchen und Betreuungsassistenten des Hauses betreiben das Stüble gemeinsam *mit* den Ehrenamtlichen.

Andere regelmäßige Termine wie das Nähkästchen, eine gesellige Runde bei Näh- und Stopfarbeiten, die „Rolli-Gruppe“ sowie die Spaziergangruppe und vor allem das Abendsingen und die katholischen und evangelischen Gottesdienste, sind ebenfalls Besonderheiten in einem festen Monatsablauf. Einzelbetreuungen durch Ehrenamtliche verbessern Gefühlslagen, erleichtern den Alltag für Bewohner wie für die Mitarbeitenden. „Allerdings ist es mitunter auch schmerzlich, abseits des festen Dienstprogramms oft zu wenig Zeit für diese psychosoziale Arbeit zu haben“, schildert Setzler die Sicht der Hauptamtlichen. Da brauche es dann gegenseitiges Verständnis für diesen „Kummer“. Sein Fazit: „Die Zusammenarbeit zwischen Haupt- und Ehrenamt ist ein kontinuierlicher Prozess der Annäherung und der Bereitschaft zu einem ehrlichen anteilnehmenden Austausch.“

Ehrenamtskoordination ist in diesem Prozess der Anker für alle daran Beteiligten. Gertrud Rahlenbeck ist an zwei Nachmittagen im Haus vor Ort präsent. Sie steht in ständigem Kontakt mit den Ehrenamtlichen. Dabei spielen die neuen Medien eine entscheidende Rolle. „Vor allem die jüngeren Ehrenamtlichen sind eher über WhatsApp als über andere Kanäle zu erreichen“, sagt die Koordinatorin, die seit dem Beginn ihrer Tätigkeit an wesentlichen Besprechungen im Team teilnimmt. „Das ist wesentlich. Ich muss wissen, was alles im Gespräch ist.“ Das hat sie in ihrer Funktion gestärkt. „Mittlerweile erkennen alle den Mehrwert der Kooperation.“ Zudem ist Verständnis gewachsen: „Wir wissen, dass Ehrenamtliche den Pflegekräften gegenüber absolut loyal und kollegial gegenüberstehen“, sagt Regine Sannwald. Sie ist konkret, quasi in Tandem-Funktion, einer Ehrenamtlichen zugeordnet. Damit hat diese erstens eine konkrete Ansprechpartnerin und zweitens kann zwischen beiden eine *Beziehung* wachsen. Das Arbeiten im Tandem hat sich im Christiane-von-Kölle-Stift als sinnvoll erwiesen. Sowohl beim Café-Stüble als auch in der „Rolli-Gruppe“ sind die Freiwilligen an eine hauptamtlich Mitarbeitende angedockt.

Während dieses lebendige Ehrenamt für die Bewohner ein Plus an Lebensqualität bringt, den Mitarbeitenden den Rücken für zeitintensive Tätigkeiten freihält, ist es für die Ehrenamtlichen selbst ein echtes „Anti-Aging Programm“. Sie werden wertgeschätzt, bekommen Zugang zu neuen Lebenswelten und entwickeln neue Fähigkeiten. Gegenseitige Gedanken austauschen erleichtert allen die Lösungsfindung bei aufkommenden Problemen. Der Gesprächsprozess zwischen Haupt- und Ehrenamt wird in Gang gehalten und belebt. Somit ist die Ehrenamtskoordinatorin das Bindeglied, der Karabinerhaken zwischen den beiden Bereichen. ■ SVV

Schutzengel spenden viel Glück für die Zukunft
und sind mit Liebe handgemacht

Behütet auf allen Wegen

Das Wort „Engel“ kommt aus dem Lateinischen (angelus) und bedeutet übersetzt „Bote“ oder „Abgesandter“. Die Bibel kennt zwei Engel mit Namen: Michael und Gabriel (Daniel 12:1; Lukas 1:26). Und wir Menschen? „Es gibt viele, ganz viele Engel“, ist sich Berta Hoppe sicher. Die 82jährige gießt gerade Beton in einen kleinen, leeren Puddingbecher. Denn so oft, wie sie selbst im Leben Glück hatte, sollen jetzt auch andere einen persönlichen Schutzengel erhalten. Das Beton-Töpfle wird der Körper des Himmelsboten. Auf dem Tisch liegen Wasserwaage, Meterstab und Maurerkelle. Daneben steht ein fünf-Kilo-Sack Zement. Das Wasser ist in Messbechern abgemessen und rund um den Tisch herrscht gespannte Erwartung. Heute wollen die Bewohnerinnen und Bewohner des Pflegeheimes, des betreuten Wohnens und Gäste der Tagespflege Schutzengel fertigen. Schutzengel, die zu Weihnachten und beim Bazar gekauft und verschenkt werden können. „Einen persönlichen Schutzengel kann jeder gebrauchen“, meint Maria Hanselmann. Die

91jährige ist sich heute noch sicher: „Wenn ich keinen Schutzengel gehabt hätte, dann wäre ich damals noch viel schlimmer dran gewesen.“ Damals ist irgendwann in der langen Vergangenheit, als sie beim Einkaufen mit dem Fahrrad unterwegs war und von einem Auto angefahren wurde. Das Bein war schlimm gebrochen, aber sie hat überlebt. Sie konnte weiter für die Familie sorgen. „Einen Engel, der aufpasst und beschützt, den sollte jeder Mensch haben.“

> „Das kann keiner wissen, wie das Glück aussieht, oder wann es vorbeikommt.“

In Dettenhausen, im Haus im Park, sitzt die Gruppe regelmäßig beieinander und werkelt. Die Schutzengel bekommen einen Körper aus Beton. Der wird in kleine Puddingbecher gegossen, die vor dem Gießen noch ausgelöffelt werden dürfen. „Man muss mindestens 50 Mal mit dem vollen Becher auf den Tisch klopfen, damit keine Luftblasen drin sind“, erklärt Berta Hoppe. Sie gießt mit großer Gewissenhaftigkeit. Die Zahl der Engelskörper wächst. Dann bekommen die Himmelsboten einen Kopf aus einer großen Holzkugel aufgesetzt, goldenes Engelhaar und federleichte Flügel. Sie haben ein kleines Holzherz umhängen für einen kleinen persönlichen Wunsch. Und fertig ist das Glück, oder!?

„Das kann keiner wissen, wie das Glück aussieht, oder wann es vorbeikommt“, findet Theresia Ekle. Sie ist mit ihren 97 Jahren die älteste in der Runde. Glück sei, wenn ein solcher Engel seine Hände schützend über einen halte, wenn man zu ihm beten könne. Auch sie ist vom Fahrrad gefallen und hat sich ziemlich verletzt. Da es vielleicht nicht genug Engel gäbe, und weil sie ja im Himmel seien, bräuchten sie auch Flügel. „Dann kommen sie überall hin“.

Zwei Engel sind jedenfalls schon irgendwie in Dettenhausen angekommen. Regina Grimm und Petra Koch, Betreuungsassistentinnen, kümmern sich um die Handwerker. Sie geben die Maurerkelle Reih‘ um und so mancher erinnert sich: „Speis‘ da drauf und an die Wand schmeißen.“ Selbst die Sprache der Maurer ist noch präsent. Dann wird ein altes Handwerkerlied angestimmt, und selbst die Gäste, die bislang noch ein Nickerchen gemacht haben, werden wach. Am Tisch wird munter ausgetauscht: Erinnerungen über den eigenen Hausbau, die Berufszeit und vieles mehr. Ein Herr am Tisch ist blind. Er betastet die Gerätschaften gründlich und gibt fachmännisch zum Besten: „Die liegt gut in der Hand, da geht die Drehung ganz leicht aus dem Handgelenk.“ Im Tun kehrt die Erinnerung zurück, es tauchen längst vergessene Worte wieder auf und es entwickeln sich Gespräche zwischen Menschen, die sonst oft schweigen. Es ist als ob jeder einzelne Schutzengel, der hier entsteht, schon jetzt ein klein wenig Sternenstaub über die Anwesenden streut. ■ SVV

In jener Gegend lagerten Hirten auf freiem Feld und hielten Nachtwache bei ihrer Herde. Da trat der Engel des Herrn zu ihnen und der Glanz des Herrn umstrahlte sie. Sie fürchteten sich sehr, der Engel aber sagte zu ihnen: Fürchtet euch nicht, denn ich verkünde euch eine große Freude, die dem ganzen Volk zuteil werden soll: Heute ist euch in der Stadt Davids der Retter geboren; er ist der Messias, der Herr.

Lukasevangelium 2, Vers 1–14

RAUS AUS DEM ALLTAG

Einkehrtage in der Abtei Münsterschwarzach schärfen das diakonische Fühlen und Handeln

Die einen leben ihr Christsein und sind seit Jahren oder gar Jahrzehnten bei der Samariterstiftung, die anderen sind erst seit kurzem im Hause und gehören keiner der christlichen Kirchen an – und trotz all dieser Unterscheide haben sie zueinander gefunden und eine tiefe Gemeinschaft gelebt. Im Samariterstift Obersontheim wird versucht, mit gemeinsamen Tagen in einer völlig neuen und ungewohnten Umgebung eine Gelegenheit zu bieten, gemeinsam über das diakonische Profil des Unternehmens nachzudenken. Dazu gehören auch die Einkehrtage in der Abtei Münsterschwarzach. Drei Tage, an denen Mitarbeitende ganz bei sich selbst ankommen können. Ein Perspektivwechsel, der Kraft fürs Weitermachen gibt.

Im Jahr 1913 gründeten Missionsbenediktiner aus St. Ottilien das 1803 unter Napoleon aufgehobene Kloster Münsterschwarzach neu. Damit setzte sich in Schwarzach am Main eine fast 1200 Jahre alte Klostertradition fort. Heute ist in der Benediktinerabtei eines der bedeutendsten Klöster im deutschsprachigen Raum. Für die Region Mainfranken ist sie geistliches Zentrum, aber auch ein touristisch sowie wirtschaftlich bedeutender Faktor. Rund 10.000 Übernachtungsgäste pro Jahr im Gästehaus sowie über 200.000 Tagesbesucher zeugen davon. Insgesamt gehören zur Abtei Münsterschwarzach 125 Mönche. Davon leben 90 Mönche in der Abtei und den abhängigen Häusern, 35 Mönche leben in den Missionsklöstern in aller Welt. Einer von ihnen ist Pater Anselm Grün, Autor vieler spiritueller und christlicher Bücher, bekannt durch Funk, Fernsehen und die neuen Medien. Er ist wohl einer der prominentesten Ordensleute im deutschsprachigen Raum. Die Abtei Münsterschwarzach liegt im Markt Schwarzach a. Main und gehört zum Landkreis Kitzingen.

„Schon landschaftlich ein ganz besonderer Fleck Erde“, lobt Christoph Holl, Regionalleiter Schwäbisch Hall. Er freut sich, dass das Samariterstift Obersontheim dieses Angebot der Einkehrtage allen Mitarbeitenden, gleich aus welchem Bereich und welcher Hierarchiestufe, anbieten kann. „Als Dienstgemeinschaft der Diakonie gehört es zu unserem Profil, dass jeder einzelne genauso so angenommen und wertgeschätzt wird, wie er ist. Deshalb sind die Einkehrtage als Einladung zu verstehen, auch für jene Menschen, die bislang wenig oder gar nicht mit Konfessionellem in Berührung gekommen sind. Jeder, der sich angesprochen fühlt, kann kommen. Damen und Herren aus den Bereichen Wohnen, Hauswirtschaft und Betreuung sind der Einladung gefolgt.

Bei Körperarbeit, Entspannung, Zeit zum Nachdenken und Geselligkeit war es möglich, neue Perspektiven für sich und auf das eigene Leben zu gewinnen. Obwohl der Tag bereits um 5 Uhr in der Frühe mit dem Morgengebet begann, haben sich einige zur Morgenstunde eingefunden. „Die Teilnahme am Ordensleben war freiwillig“, so Lea Schweizer, Pfarrerin und Referentin für Diakonie und Theologie in der Samariterstiftung. Sie begleitete und moderierte die Einkehrtage.

Spazieren, Reflektieren und sich lebendig fühlen, das waren wohl die schönsten Eindrücke in diesen Tagen. „Wir haben alle einen Weg, den wir gehen, als Dienstgemeinschaft kann die Diakonie da ein Angebot für Begleitung auf dem Weg unterbreiten“, sagt Holl. Sich als arbeitenden und als empfindenden Menschen zu spüren, in „einer Gemeinschaft auf Zeit“, war für Lea Schweizer ein Ziel dieses Angebotes. Mit der Erzählung von „Martha und Maria aus Bethanien (Lukas 10, 38–42), zeigte sie auf, dass „alles seine Zeit hat, das Geben und das Nehmen“. Die Auseinandersetzung mit der Erzählung von „Martha und Maria aus Bethanien“ (Lukas 10,38–42) regte zur Diskussion über die „Zeiten des Gebens und die Zeiten des Bekommens“ an.

Maria und Marta

38 Als sie weiterzogen, kam Jesus in ein Dorf. Eine Frau namens Marta nahm ihn gastlich auf.
39 Sie hatte eine Schwester, die Maria hieß. Maria setzte sich dem Herrn zu Füßen und hörte seinen Worten zu.
40 Marta aber war ganz davon in Anspruch genommen zu dienen. Sie kam zu ihm und sagte: Herr, kümmert es dich nicht, dass meine Schwester die Arbeit mir allein überlässt? Sag ihr doch, sie soll mir helfen!
41 Der Herr antwortete: Marta, Marta, du machst dir viele Sorgen und Mühen.
42 Aber nur eines ist notwendig. Maria hat den guten Teil gewählt, der wird ihr nicht genommen werden.

„Ich glaube, dass diese Geschichte viel mit dem eigenen Leben zu tun haben kann“, sagt die Pfarrerin, „Ich habe sie angeboten, weil sie viele verschiedene Gefühle hervorrufen kann.“ Unsere Gesellschaft sei nun mal eher auf Tun als auf Annehmen ausgerichtet, doch gehe es um ein Ausgewogensein zwischen Geben und Bekommen. Und das Innehalten, Still werden habe viel mit Bekommen zu tun. Dafür müsse jeder erst einmal spüren, was er eigentlich braucht. Wie es ihm gehe. Es war eine wunderbare Erfahrung und Auszeit. Ich kann davon für mich etwas in meinen Alltag hinübernehmen“, versichert Christoph Holl. ■ RED/CH/LS

TRÄGER DES ZERTIFIKATS ZUM AUDIT BERUFUNDFAMILIE

Für die strategisch angelegte familien- und lebensphasenbewusste Personalpolitik sowie die Verbesserung familiengerechter Arbeits- und Studienbedingungen ist der Samariterstiftung das Zertifikat zum Audit berufundfamilie erteilt worden. Das von der berufundfamilie Service GmbH angebotene Audit ist das Management-Instrument, das einen nachhaltigen Prozess der Vereinbarkeit anstößt und steuert. Es steht unter der Schirmherrschaft von Bundesfamilienministerin Dr. Franziska Giffey und wird von den führenden deutschen Wirtschaftsverbänden BDA, BDI, DIHK und ZDH empfohlen. In der bundesweiten Zertifikatsverleihung, die im Juni in Berlin stattfand, hat Frank Wößner, Vorstandsvorsitzender der Samariterstiftung, die Urkunde zum Zertifikat von Bundesfamilienministerin Dr. Franziska Giffey und Oliver Schmitz, Geschäftsführer der berufundfamilie Service GmbH, erhalten. Der Zertifikatserteilung ist ein etwa dreimonatiger Auditierungsprozess vorausgegangen, der von der berufundfamilie Service GmbH gesteuert wurde. In dessen Rahmen wurde zunächst der Status quo der bereits angebotenen familien- und lebensphasenbewussten Maßnahmen ermittelt. In anschließenden Workshops wurde gemeinsam mit der Samariterstiftung und der berufundfamilie Service GmbH systematisch das betriebsindividuelle Potenzial in Form von Maßnahmen und Zielen entwickelt. Anhand verbindlicher Zielvereinbarungen sorgt die Stiftung dafür, dass das Familienbewusstsein in der Organisationskultur verankert bleibt. Die Zielvereinbarungen, die mit diesem Audit verbunden sind, erstrecken sich über drei Jahre. Die praktische Umsetzung wird von der berufundfamilie Service GmbH jährlich überprüft. ■ RED

Die Krone lebt

Der ehemalige Gasthof Krone, unweit des zentralen Lindenplatzes in Oberensingen, ist neues inklusives Leuchtturmprojekt! Im Juni konnten alle „Krone-Aktivisten“, Interessierten und Neugierigen im neuen „Bürgerhaus Krone“ vorbei schauen. Zur Begrüßung gab es beim Nachmittag der offenen Tür einen Sektempfang und der Kinderchor der Friedrich-Glück-Schule hat musikalisch unterhalten. Eine flotte Sohle legte die Dance-Gruppe der TSV Oberensingen aufs Parkett. Für die kleinen Gäste gab es Spiele im Maxiformat. Die stellte die Zweigstelle Oberensingen der Stadtbücherei Nürtingen zur Verfügung. ■ RED

MARIE-LUISE SONTHEIMER NEUE HAUSLEITERIN

Marie-Luise Sontheimer ist zu Lätare, das ist der Sonntag zu Mittfasten und bedeutet „freue dich“, feierlich in ihr neues Amt als Hausleiterin des Samariterstifts am Stadtgarten in Pfullingen eingeführt worden. Die Martinskirche war zu ihrem Einführungsgottesdienst gut besucht. Pfarrer Hans-Martin Fetzer führte durch den Gottesdienst. Pfarrer Frank Wößner, Vorstandsvorsitzender der Samariterstiftung, hielt die Predigt und setzte die neue Hausleiterin in ihr Amt ein. Dem Gottesdienst wohnten außer Freunden und Familie von Marie-Luise Sontheimer auch Angehörige, Bewohnerinnen und Bewohner bei. Der Gottesdienst wurde musikalisch von der Kantorei begleitet. ■ RED

ANGELIKA HERRMANN IN DER GEMEINSCHAFT AUFGENOMMEN

Im Beisein von fast 100 Führungskräften der Samariterstiftung ist Angelika Herrmann in der Kirche in Oberensingen feierlich in ihr Amt als Leitung für den Bereich Altenhilfe, Region Leonberg/Stuttgart, eingesetzt worden. Angelika Herrmann war zuvor Regionalleitung bei einem großen Caritas-Träger im Land. Ihre Erfahrung sowie ihr beruflicher Werdegang aus den Bereichen Altenhilfe und Pflege haben sie für ihre neue Aufgabe prädestiniert. Sie ist ausgebildete Krankenschwester und kennt das Arbeitsfeld von der Pike auf. Seit November letzten Jahres ist sie in ihrem neuen Tätigkeitsfeld aktiv und hat Uwe Breuninger abgelöst. ■ RED

FESTLICHER GOTTESDIENST FÜR DIAKON THOMAS FRANZ

Thomas Franz wurde von Pfarrer Frank Wößner in einem feierlichen Gottesdienst in Geislingen in sein Amt eingesetzt und bekam den Segen für seine Aufgabe zugesprochen. Franz bedankte sich bei der Samariterstiftung für das Vertrauen, das man ihm entgegengebracht hat. Das Wohl der Bewohnerinnen und Bewohner im Samariterstift Geislingen wie auch der Mitarbeitenden liegen ihm „als waschechtem Geislinger“ sehr am Herzen. „Wort auf den Weg“ sprach Uwe Glöckner, sein bisheriger Chef und nun Regionalleiter der Samariterstiftung der Region Göppingen. ■ RED

MIT MUSIK FROH DURCHS LEBEN

Singen kann Menschen dabei helfen, das seelische Gleichgewicht zu stabilisieren oder wiederzufinden. Und: Singen kennt kein Alter! Deshalb waren im Oktober alle Seniorinnen und Senioren in Leonberg und in Ruit bei je einer Veranstaltung in lokale Kirchen eingeladen. Dort veranstaltete die Stiftung ZEIT FÜR MENSCHEN, eine Initiative der Samariterstiftung, ein offenes Singen. Es wurden geistliche Lieder angestimmt, schöne alte Schlager intoniert und Volkslieder wieder zum Leben erweckt. In Ruit haben 140 Menschen jeden Alters mitgesungen und in Leonberg waren etwa 120 Sängerinnen und Sänger am Start. ■ RED

Das sind wir!

Unser Film ist da! Wie eindrucksvoll, was wir alles sind, machen und wofür wir stehen! In dem sechseinhalb-Minuten-Film, der jetzt online geht, werden die Bereiche Altenhilfe, Eingliederungshilfe und Sozialpsychiatrie sowie die Mitarbeitenden der Samariterstiftung, die Stiftung ZEIT FÜR MENSCHEN sowie das Café Samocca vorgestellt. „Wir helfen Menschen“ – so lautet unser Leitmotiv. Einfach und liebevoll, wie uns der Film hautnah erleben lässt. Das sind wir: Wir haben gemeinsam Spaß; bei uns leben alle Generationen zusammen; wir sprühen vor Ideen, wenn es um Pflege geht; wir leben Nächstenliebe; wir gliedern wieder auf dem ersten Arbeitsmarkt ein; wir bieten passgenaue Arbeitsplätze; wir geben Halt in schwierigen Situationen. 2800 Mitarbeitende aus über 18 Nationen kümmern sich in neun Landkreisen um Menschen, die Hilfe benötigen. Und das seit mehr als 130 Jahren. Wie der Film zeigt, fachlich bestens ausgebildet, immer auf dem neuesten Stand und mit so viel Herzenswärme – wie der Film zeigt. Unbedingt anschauen: **www.samariterstiftung.de** ■ RED

TERMINE JAN – JUL 2019

DONNERSTAG
10. JANUAR
19.30 UHR
10 Jahre IST METZ STIFTUNG – Zeit für Menschen
Jubiläumsveranstaltung mit dem Kabarettisten Uli Keuler
→ UDEON, Schulstraße 41, Unterensingen

SAMSTAG
26. JANUAR
19.30 UHR
Benefiz-Neujahrskonzert mit dem Bosch Big Band Orchester
→ KulturScheune, Schwäbisch Hall

MONTAG – MITTWOCH
28. – 30. JANUAR
Kirchberger Dialog
„Außen agil. Innen still." Führungskräfte im Spannungsfeld
→ Kloster Kirchberg, Sulz a. N.

DONNERSTAG
21. MÄRZ
15 UHR
Grundsteinlegung für das Samariterstift in Neuhausen
→ Kirchstraße 17, Neuhausen auf den Fildern

SAMSTAG
22. JUNI
15 UHR
Erinnerungsfeier im Otto-Mörike-Stift mit Enthüllung des Grabsteins des Ehepaars Mörike
Die Feier wird unter Mitwirkung des Kirchenchores und mit einem Gottesdienst gestaltet
→ Sandweg 10, Weissach-Flacht

SONNTAG
30. JUNI
11 UHR
10 Jahre Samariterstift im Mühlenviertel
Gottesdienst zum Jubiläum mit Pfarrer Frank Wößner, Vorstandsvorsitzender der Samariterstiftung und Pfarrerin Schweizer, ev. Kirche Derendingen. Anschließend großes Sommerfest im und rund um das Samariterstift. Bei Regen wird der Gottesdienst in einer der beiden ev. Kirchen in Derendingen stattfinden.
→ Magazinplatz, in Tübingen-Derendingen

FREITAG
12. JULI
AB 16 UHR
White Dinner
→ Quartier am Blosenberg, Leonberg

Geschichtensammler – Ein Buch erzählt vom Leben

Licht! Und dann werde ich nie wieder Angst haben. Ich sehe das Licht!“ So beschreibt die schwedische Kinderbuchautorin Astrid Lindgren in „Brüder Löwenherz“ die Begegnung mit dem Tod, und gibt Sterbenden Hoffnung. In ihrem Buch über den Tod und die Liebe geht es um die beiden Brüder Karl und Jonathan Löwe, und es steckt viel Mitgefühl in ihm. Karl, von seinem großen Bruder zärtlich Krümel genannt, ist neun Jahre alt, klein, wenig hübsch, schwächlich und sehr schwer krank. Er weiß, dass er bald sterben muss. Um ihn zu trösten, erzählt ihm Jonathan von Nangijala, dem Land, in das man kommt, wenn man tot ist. Ein Land, wo keiner krank ist und jeder von früh bis spät und sogar nachts Abenteuer erlebt.

Ein schönes Bild, das nicht nur Lesestoff in einem Kinderbuch sein muss. Bei den Presse-Terminen vor Ort im neuen Maja-Fischer-Hospiz in Aalen-Ebnat ist deutlich geworden, Sterben kann auch ‚schön‘ geschehen und Mitgefühl ist so tröstend. Die Gäste, die dort für unbestimmte, aber zumeist kurze Zeit einziehen, haben sich bewusst für diesen Weg entschieden. Die meisten von ihnen erleben ihre letzten Tage im Hospiz oftmals als die schönsten ihres Lebens. Von diesen letzten Tagen erzählen insgesamt zwölf Texte, die gesammelt im Dezember 2018 im Herder-Verlag als Buch „Von Hier nach Dort – Lebensgeschichten vom Sterben im Hospiz“ erscheinen werden. Sie beantworten alle Fragen, die Sterbende, Angehörige und Betreuende sowie Pflegende zum Thema Sterben haben und haben könnten. Sie beantworten Fragen, die jeder in sich trägt, über die aber trotzdem niemand spricht.

Jeder Text im Buch fängt mit einer dieser „unlauten“ Fragen an. Jede Frage bekommt eine erste Kurzantwort, ein Zitat aus den Werken Astrid Lindgrens, die sich intensiv mit dem Thema Sterben auseinandergesetzt hat. Dann darf der Leser das Buch beiseitelegen. Den langen Text, die ausführliche Antwort auf die Frage, mag er lesen, wenn er bereit dafür ist. „Von Hier nach Dort – Lebensgeschichten vom Sterben im Hospiz ist kein Sachbuch, sondern ein „coffee-table-book“. Es liegt auf dem Nachttisch, in Hospizen, ist ein Buch zum Nacharbeiten nach Fortbildungen zu diesem Thema, beim Bestatter und als Trost-Geschenk. Das Vorwort stammt von Susanne Kränzle, Vorsitzende des baden-württembergischen Hospizverbandes, Herausgeber ist die Samariterstiftung. ■ RED

Im Buchhandel wird das Buch voraussichtlich 19,95 Euro kosten. Sie können es vorab direkt bei der Samariterstiftung bestellen:
info@zeit-fuer-menschen.de oder
Telefon 07022-505-299, bei einer größeren Mengenabnahme kann Rabatt gewährt werden.